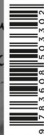


DAS GUAN- TANAMO TAGE- BUCH



Freund ihnen seine Mitgliedskarte gezeigt hatte. Aber der Ruf meines Magens war lauter, ich beschloss also, rauszugehen und etwas zu essen. Ich ging zum Schalter der Sabena Airlines, ließ mir einen Essensgutschein geben und suchte ein Restaurant auf. Das meiste Essen dort enthielt Schweinefleisch, ich nahm daher etwas Vegetarisches.

Ich ging zum Club zurück und wartete, bis der Flug für mich und meinen Freund – Sabena #502 – ausgerufen wurde. Für Dakar hatte ich mich entschieden, weil es wesentlich billiger war als direkt nach Nouakchott in Mauretanien zu fliegen. Dakar ist von Nouakchott nur etwa 450 Kilometer entfernt, und ich hatte mit meiner Familie ausgemacht, dass sie mich dort abholten. So weit so gut; das machen die Leute dauernd so.

Während des Flugs war ich voller Energie, weil ich in Brüssel am Flughafen ein paar Stunden wirklich gut geschlafen hatte. Neben mir saß eine junge Französin, die in Dakar lebte und in Brüssel Medizin studierte. Es war nicht ausgeschlossen, dass meine Brüder nicht rechtzeitig am Flughafen waren, ich würde also vielleicht ein Hotel brauchen. Die Französin gab mir bereitwillig Auskunft über die Preise in Dakar, und sie warnte mich auch, dass Senegalesen, vor allem die Taxifahrer, Fremde gern übers Ohr hauen.

Der Flug dauerte rund fünf Stunden. Wir kamen um ungefähr elf Uhr abends an, und die Formalitäten nahmen noch eine halbe Stunde in Anspruch. Als ich meine Tasche vom Gepäckband nahm, stieß ich mit meinem ■■■■■■■■■■ Freund zusammen, und wir verabschiedeten uns voneinander.⁴⁰ Ich wandte mich mit meiner Tasche um, und da fiel mein Blick auch schon auf meinen lächelnden Bruder ■■■■■■■■■■; offenbar hatte er mich entdeckt, bevor ich ihn sah. Neben ■■■■■■■■■■ standen mein anderer Bruder ■■■■■■■■■■ und zwei Freunde der beiden, die ich nicht kannte.

■■■■■■■■■■ schnappte sich meine Tasche, und wir begaben uns zum Parkplatzgelände. Ich genoss die warme Nachtluft, die mich empfing, als wir aus der Halle herauskamen. Wir redeten und fragten uns angeregt nach dem Stand der Dinge aus. Als wir die Straße überquerten, passierte mir etwas, das ich ehrlich gesagt nicht beschreiben kann. Alles, was ich weiß, ist, dass im Bruchteil einer Sekunde meine Hände hinterm Rücken gefesselt waren und ich von mehreren ominösen Gestalten umgeben war, die mich von meinen Begleitern abschnitten. Erst nahm ich an, dass es sich um einen bewaffneten Raubüberfall handelte, aber wie sich herausstellte, war es ein Überfall ganz anderer Art.

»Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet«, sagte der Mann, während er die Ketten um meine Handgelenke verschloss.

»Ich bin verhaftet!«, rief ich meinen Brüdern zu, die ich allerdings nicht mehr sehen konnte. Ich dachte mir, wenn ich plötzlich weg war, würden sie sich Sorgen machen. Mir war nicht klar, ob sie mich hörten oder nicht, aber wie sich herausstellte, hatten sie mich durchaus gehört, denn mein Bruder ■■■■■■■■■■ hat mich später immer wieder damit aufgezogen und behauptet, ich sei ein Feigling, weil ich um Hilfe gerufen hätte. Vielleicht stimmt das – jedenfalls lief die Sache so ab. Was ich nicht wusste: Meine beiden Brüder und ihre beiden Freunde wurden gleichzeitig verhaftet. Ja, auch die beiden Freunde: der eine, der mit meinen Brüdern den ganzen Weg von Nouakchott bis hierher gekommen war, und der andere, sein Bruder, der in Dakar lebt und rein zufällig mit ihnen zum Flughafen gefahren war – nur um dort als Mitglied einer »Bande« verhaftet zu werden: Glück muss man haben!

Mich traf dieses Unrecht völlig unvorbereitet. Hätte ich gewusst, dass die US-amerikanischen Ermittler tatsächlich so scharf darauf sind, mich zu verhaften, dann hätte ich Kanada nicht verlassen, oder ich wäre in Belgien geblieben, als ich dort das Flugzeug wechselte. Warum haben mich die Amerikaner nicht in Deutschland verhaftet? Deutschland ist einer der engsten Verbündeten der USA. Warum haben mich die Amerikaner nicht in Kanada verhaftet? Kanada und Amerika sind praktisch dasselbe Land. Die amerikanischen Ermittler und Vernehmungsbeamten behaupteten, ich sei aus Kanada geflohen, weil ich befürchtete, verhaftet zu werden, aber das macht überhaupt keinen Sinn. Erstens habe ich bei meiner Ausreise meinen richtigen Pass benutzt, nachdem ich sämtliche Formalitäten inklusive aller möglichen Registrierungen hinter mich gebracht hatte. Zweitens – ist es günstiger, in Kanada verhaftet zu werden oder in Mauretanien? Natürlich in Kanada! Oder warum haben mich die Amerikaner nicht in Belgien verhaftet, wo ich mich fast zwölf Stunden lang aufgehalten habe?

Ich verstehe ja die Wut und die Frustration der USA wegen der Terrorangriffe. Aber sich auf unschuldige Individuen zu stürzen und sie leiden zu lassen, um falsche Geständnisse aus ihnen herauszupressen, hilft doch überhaupt niemandem. Es macht das Problem nur komplizierter. Ich wollte den diversen Vertretern der USA immer wieder sagen: »Leute! Jetzt beruhigt euch! Denkt doch nach, bevor ihr etwas tut! Gebt doch der Möglichkeit, dass ihr euch irrt, wenigstens den Hauch einer Chance, bevor ihr einen anderen Menschen unwiderruflich beschädigt!« Aber leider drehen die Leute durch, wenn etwas Schlimmes passiert, und geraten völlig außer sich. Ich wurde im Lauf der letzten sechs Jahre von über hundert Vernehmungsbeamten aus unterschiedlichen Ländern befragt, und eines haben sie alle gemeinsam: Sie sind verwirrt. Vielleicht hat ja die Regierung ein Interesse an diesem Zustand, wer weiß?

Egal – jedenfalls griff die Flughafenpolizei ein, als sie auf das Handgemenge aufmerksam wurde; die Leute von der Spezialeinheit waren in Zivil, es hätte also genauso gut auch eine Bande von Straßenräubern sein können, doch der Typ hinter mir zückte einen magischen Ausweis, woraufhin sich die Polizisten sofort zurückzogen. Wir wurden alle fünf in einen Viehtransporter gestoßen, und bald kam noch ein weiterer Leidensgenosse dazu, der Mann, den ich in Brüssel getroffen hatte – aus dem einzigen Grund, dass wir uns am Gepäckkarussell verabschiedet hatten.

Die Wachen stiegen mit uns ein. Der Anführer der Gruppe saß vorne auf dem Beifahrersitz, aber er konnte uns sehen und hören, weil das Glas, das üblicherweise den Fahrer von den transportierten Tieren trennt, entfernt worden war. Der Lastwagen fuhr los, als wären wir mitten in einer Verfolgungsszene in einem Hollywood-Film. »Du bringst uns um«, muss einer der Wachen gesagt haben, denn der Fahrer nahm den Fuß etwas vom Gas. Der junge Mann aus Dakar, der mit meinen Brüdern zum Flughafen gekommen war, flippte aus; immer wieder murmelte er vor sich hin, wie sehr er sich fürchtete und wie sehr er unter der Situation litt. Es stellte sich dann heraus, dass der Typ dachte, ich sei ein Drogenhändler, und erleichtert war, als er erfuhr, dass es um Terrorismus ging! Da ich die Hauptfigur war, hatte ich ein schlechtes Gewissen, dass ich so vielen Menschen so große Unannehmlichkeiten bereitete. Mein einziger Trost war, dass ich es ja nicht gewollt

warum meine Einstellung zur US-Regierung irgendjemanden etwas anging. Ich bin kein Bürger der USA, ich wollte nie in die USA einreisen, und ich arbeite auch nicht für die UNO. Außerdem konnte ich ja immer lügen. Ich kann sagen, ich liebe die USA, oder ich sage, ich hasse sie, das ist doch egal, solange ich keine Verbrechen gegen die USA begangen habe. All das erklärte ich dem senegalesischen Vernehmungsbeamten mit einer Klarheit, die keinerlei Zweifel an meiner Einstellung ließ.

»Sie sind offenbar sehr müde! Ich schlage vor, dass Sie jetzt erst einmal schlafen. Ich weiß, es ist schwierig«, sagte er. Natürlich war ich todmüde, außerdem auch hungrig und durstig. Die Wachen brachten mich in den kleinen Raum zurück, wo meine Brüder und die beiden anderen jungen Männer auf dem Boden lagen und sich gegen die effizienteste aller senegalesischen Moskitoluftwaffen-■■■■■■■ zur Wehr setzten. Mir ging es nicht besser als den anderen. Haben wir geschlafen? Nein, eigentlich nicht.

Der Vernehmungsbeamte und sein Assistent tauchten früh am Morgen wieder auf. Sie entließen die beiden jungen Männer; mich und meine Brüder brachten sie ins Hauptquartier des Ministère de l'Intérieur. Der Vernehmungsbeamte, der, wie sich herausstellte, eine sehr hochgestellte Person in der senegalesischen Regierung war, nahm mich mit in sein Büro und rief den Innenminister an.

»Der junge Mann, der hier vor mir sitzt, ist nicht der Anführer einer terroristischen Vereinigung«, sagte er. Was der Minister sagte, konnte ich nicht hören. »Was mich betrifft, so habe ich kein Interesse daran, ihn im Gefängnis zu behalten – ganz davon abgesehen, dass ich keinen Grund dafür habe«, fuhr er fort. Das Telefonat war kurz und bündig. In der Zwischenzeit machten meine Brüder es sich bequem, sie kauften ein paar Sachen ein und kochten Tee. Tee ist das einzige, was – mit Gottes Hilfe – einen Mauretanier am Leben hält. Wir hatten schon lange nichts mehr gegessen oder getrunken, aber das erste, was uns in den Sinn kam, war Tee.

Ich war glücklich, denn der Berg von Papieren mit Material über mich, mit dem die US-Regierung die Regierung Senegals versorgt hatte, schien letztere nicht beeindruckt zu haben; der Mann, der mich befragt hatte, brauchte offenbar nicht sehr lang, um die Lage zu durchschauen. Meine beiden Brüder begannen mit ihm eine Unterhaltung in Wolof. Ich fragte sie hinterher, worüber sie gesprochen hatten, und sie sagten, die senegalesische Regierung hätte kein Interesse daran, mich in Haft zu behalten, allerdings hätte nicht Senegal, sondern die USA das Sagen. Keiner war damit glücklich, denn was die USA sagen würden, konnten wir uns vorstellen.

»Wir warten jetzt auf ein paar Leute von der US-Botschaft«, informierte uns der Vernehmungsbeamte. Um ungefähr elf Uhr kam eine schwarzamerikanische ■■■■■■■■ ⁴⁴ ■■■■■■■■ machte Fotos, nahm Fingerabdrücke und bekam die Aufzeichnungen ausgehändigt, die der Protokollant am Morgen getippt hatte. Meine Brüder fühlten sich wohler mit der schwarzen ■■■■■■■■ als mit der weißen Frau, die letzte Nacht dabeigewesen war. Die Menschen fühlen sich wohl, wenn sie sich in einer vertrauten Umgebung befinden, und da 50 Prozent der Mauretanier Menschen schwarzer Hautfarbe sind, konnten meine Brüder sich mit ihnen besser identifizieren. Was allerdings ziemlich naiv war: Ob die Person nun schwarz oder weiß war, sie war in beiden Fällen lediglich ein Bote.

■■■■■ schloss ■■■■■ Arbeit ab, machte ein paar Anrufe, nahm den Vernehmungsbeamten zur Seite und sprach kurz mit ihm, dann war ■■■■■ wieder weg. Der Kommissar informierte uns, dass meine Brüder jetzt gehen konnten, ich sollte wegen ungebührlichen Verhaltens noch für einige Zeit im Gefängnis bleiben.

»Meinen Sie, wir können auf ihn warten, bis er freigelassen wird?«, fragte mein Bruder.

»Ich schlage vor, dass Sie heimfahren. Wenn er freigelassen wird, wird er auch alleine heimkommen.« Meine Brüder brachen also auf, und ich fühlte mich alleingelassen und einsam, obwohl meine Brüder sicher richtig gehandelt haben.

In den nächsten paar Tagen verhörte mich der Senegalese wegen derselben Angelegenheiten; die amerikanischen Vernehmungsbeamten schickten ihm die Fragen zu. Das war alles. Die Senegalesen verletzten mich in keinsten Weise, und sie bedrohten mich auch nicht. Da das Essen im Gefängnis abscheulich war, organisierten meine Brüder mit einer befreundeten Familie in Dakar, dass diese mich mit einer Mahlzeit pro Tag versorgte, was sie auch pünktlich tat.

Mein Problem war und ist nach wie vor, wie ich schon sagte, dass ich die US-Regierung davon überzeugen muss, dass ich kein Maiskorn bin. Mein einziger Mitgefangener in dem senegalesischen Gefängnis hatte ein anderes Problem: Er wollte irgendwie nach Europa oder Amerika gelangen. Sein Traum vom besseren Leben sah ganz anders aus als meiner. Der junge Mann stammte von der Elfenbeinküste und wünschte sich nichts sehnlicher, als endlich Afrika hinter sich zu lassen.

»Ich mag Afrika nicht«, vertraute er mir an. »Viele meiner Freunde sind gestorben. Alle sind sehr arm. Ich möchte nach Europa oder Amerika. Ich habe es schon zweimal versucht. Beim ersten Mal habe ich es geschafft, mich nach Brasilien hineinzuschmuggeln; ich habe dort die Hafenbeamten ausgetrickst, aber ein afrikanischer Typ verriet uns an die brasilianischen Behörden, die uns ins Gefängnis steckten, bis wir dann wieder zurück nach Afrika deportiert wurden.« Und er fügte hinzu: »Brasilien ist ein wunderschönes Land mit sehr, sehr schönen Frauen.«

»Woher weißt du das? Du warst doch die ganze Zeit im Gefängnis!«, unterbrach ich ihn.

»Schon, aber hin und wieder konnten wir in Begleitung der Wachen nach draußen und uns umschaun, dann brachten sie uns wieder zurück ins Gefängnis«, lächelte er.

»Und beim zweiten Mal, Bruder, habe ich es fast nach Irland geschafft«, fuhr er fort. »Aber der brutale ■■■■■■■■■■ hat mich auf dem Schiff festgehalten und die Hafenzollbehörde informiert, die mich dann abholte.«

Klingt wie Columbus, dachte ich. »Wie bist du überhaupt an Bord gekommen?«, fragte ich.